

J. VELLGUTH

LESEPROBE



DIE UNSICHTBARE

HELDIN

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

LESEPROBE

DIE UNSICHTBARE HELDIN

BAND 1 VON 3

J. VELLGUTH

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Dies ist eine **Leseprobe** von:

Die unsichtbare Heldin
Band 1 von 3

Das vollständige E-Book und Taschenbuch
erhältst du bei:

[Amazon.de](https://www.amazon.de)

ABSICHTEN

Sie wollte unsichtbar werden. Anja starrte in den Badezimmerspiegel und versuchte sich vorzustellen, nicht zu existieren. In ihrer Fantasie huschte die Zahnbürste durch die Luft und eine kleine Schaumwolke schwebte über ihrem schwarzen T-Shirt mit dem fluffigen, blauen Monster.

Es wäre so genial, wenn sie es tatsächlich schaffen würde, Dinge verschwinden zu lassen. Letzte Nacht hatte sie einen Geistesblitz gehabt, vielleicht endlich der Durchbruch für ihre Doktorarbeit.

Sie spuckte ins Waschbecken, wusch sich das Gesicht und band ihr langes, schwarzes Haar zu einem unordentlichen Knoten.

Natürlich war es nicht immer gut, unsichtbar zu sein. Für ihren Vater war sie das nämlich schon ihr Leben lang gewesen. Natürlich hauptsächlich, weil sie ein Mädchen war. Und weil sie nicht Medizin, sondern lieber Physik studiert hatte.

Sie suchte im Bett nach ihrem Handy und fand es unter dem Kopfkissen.

Ja, sie war für ihn unsichtbar. Vor allem, weil sie in seinen Augen noch nie etwas *Richtiges* zustande gebracht hatte. Doch mit ein bisschen Glück taugte ihre Idee mehr als die letzten und dieser Zustand würde sich bald ändern.

Jumping Jack sprang auf ihre Bettdecke und maunzte. Sein dunkles Fell glänzte weich und einladend im Licht, das durch das Fenster fiel. Anja kraulte kurz seinen Kopf. »Sorry, keine Schmusestunde heute.«

Er miaute wieder. »Tut mir leid.« Sie ging in die Küche, öffnete eine Dose Katzenfutter und kippte den Inhalt auf eine Untertasse. »Ich war letzte Nacht zu lange auf, ich muss mich beeilen, um in die Uni zu kommen.« Damit stellte sie ihm den Teller vor die Nase und warf die Verpackung ins Waschbecken.

Sie schnappte sich Schlüssel, Handy und Rucksack und ging nach draußen. Während sie die Treppe hinunterlief, setzte sie sich die Kopfhörer auf und klickte durch die verschiedenen Playlists. Heute brauchte sie ihre »Power-Liste«. Ganz weit oben fand sie eines ihrer Lieblingslieder, *The Power and Fury*. Perfekt. Rasende Bässe, jede Menge Kraft, genau richtig, um wach zu werden und zu rennen.

Draußen war es jetzt schon warm. Das würde ein heißer Tag werden und ein guter Tag, sie konnte es spüren.

Sie ließ sich in den Rhythmus der Musik fallen und lief zur Bahn.

Natürlich gab es keinen freien Sitzplatz. Schwitzende Körper drängten sich aneinander. Sie suchte auf der Liste etwas ruhigere Musik. In Gedanken ging sie noch einmal ihre Berechnungen durch. Das Paper aus China war einfach zu vielversprechend. Mit einer winzigen Anpassung musste es möglich sein, *Dinge* unsichtbar zu machen. Völlig in Gedanken verpasste sie fast die richtige Station.

Beim Aussteigen sah sie Bob neben dem Papierkorb am Geländer des Bahnsteigs sitzen. Natürlich hatte sie keine Ahnung, ob er wirklich so hieß. Aber sie hatte schon vor langer Zeit das Bedürfnis gehabt, ihm einen Namen zu geben. Und für sie sah der faltige Mann mit den traurigen braunen Augen in seinem fleckigen Trenchcoat eben aus wie *Bob*.

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Er strich sich mit der Hand durch den weißen Rauschebart und zog seine blaue Baseballmütze vom Kopf, als er sie entdeckte. Genau in dem Moment, als sie die Hand zum Gruß hob, fiel ihr auf, dass sie ihr Portemonnaie zu Hause liegengelassen hatte.

So ein Mist.

Sie griff in ihre Taschen. Neben einem gebrauchten Taschentuch, ihrem Wohnungsschlüssel und einem zerknüllten Kassenbon fand sie tatsächlich noch drei kleine Münzen. Bob sah sie erwartungsvoll an.

Er sprach nie. Sie starrte auf das Geld in ihren Fingern. Davon konnte sie sich sowieso kein vernünftiges Mittagessen kaufen. Sie blickte auf und sah, wie er an seiner verschlissenen Mütze herumfummelte. Seine Finger waren schmutzig und die gelblichen Nägel viel zu lang.

Sie seufzte und legte ihm die Münzen in die Hand. Er lächelte sein kleines Weihnachtsmannlächeln, und Anja fragte sich zum hundertsten Mal, warum er hier jeden Tag saß. Was war in seinem Leben so schiefgelaufen, dass *das hier* die beste Alternative war?

Vielleicht hatte auch er versucht, Dinge unsichtbar zu machen und war kläglich gescheitert?

Nein, so würde sie nicht enden. Sie nickte ihm zu und ging zügig weiter zur Uni. Sie hatte heute Großes zu vollbringen.

Die Kaffeemaschine glänzte in Schwarz und Chrom, als Anja den Flur des Instituts betrat. Sie starrte auf die heiße, nachtbraune Flüssigkeit in der Kanne. Normalerweise würde sie ihren Tag mit einem frischen, duftenden Energiespender beginnen. Vor allem nach so wenig Schlaf. Aber sie hatte kein Geld mehr, um es in die Kaffeekasse zu werfen.

Sie schloss die Augen und saugte den aromatisch bitteren Duft in ihre Nase. Aber das war kein Ersatz. Im Gegenteil, es machte sie nur kribbelig.

Also drehte sie sich um und ging weiter den Flur entlang zu ihrem Büro.

Auf dem Weg dorthin sah sie den Rücken ihrer *Lieblingskollegin*. Die Krol hatte ihre Hände in die knöchigen Hüften gestemmt und starrte auf irgendwen hinab. In dessen Haut wollte Anja jetzt nicht stecken.

Von hier aus konnte sie nur den beige gelben Rollkragenpullover und den strähnigen Zopf sehen, zu dem sie ihr blassbraunes Haar hochgebunden hatte.

»Wie kann man nur so blind sein. Natürlich ist das völlig falsch. Das hätte dir der gesunde Menschenverstand aber schon sagen können. Wenn du denn einen hättest.«

Anja seufzte. Nicht nur ihr Aussehen, sondern auch ihre Stimmlage passte zu einer Oberlehrerin. Sie lugte an dem matschfarbenen Rock vorbei und entdeckte Lucy, die betreten zu Boden schaute und aussah, als würde sie jede Sekunde losheulen.

Anja rang mit sich selbst, sie wollte endlich an ihren Aufbau, um ihre Theorie zu testen, aber am Ende konnte sie nicht einfach vorbeigehen.

»Hey, guten Morgen, Frau Krol.«

»Was?« Sie fuhr mit so viel Schwung herum, dass das Goldbändchen ihrer Brille nur so flog.

»Entschuldigen Sie, aber da wartet jemand mit einem Paket für Sie.«

»Paket?«

»Vor der Tür.« Anja deutete zum Ausgang.

Frau Krols Augen wurden schmal, ihr Blick huschte einmal von Anja zu Lucy und wieder zurück. Sie stemmte die Hände in die Hüften. »Wir sind noch nicht fertig, junge Dame.« Damit stakste sie zum Ausgang.

Anja schlüpfte schnell in das Büro und griff nach den Blättern, die Lucy in der Hand hielt. »Du darfst dich von ihr nicht so einschüchtern lassen. Die gnädige Frau macht auch Fehler. Also, Rücken gerade, Brust raus, Kinn hoch und dann sagst du ihr, dass du es nächstes Mal besser machen wirst.«

Lucys Kopf sank noch weiter zwischen die Schulterblätter.

»Ich mein das ernst. Los.«

Lucy bemühte sich, wenigstens halbwegs aufrecht zu gehen.

»Hier.« Anja hatte den Fehler gleich in der zweiten Zeile gefunden und deutete darauf. »Du hast vergessen, die Gravitationskonstante zu übertragen. Kein Beinbruch. Passiert.«

Sie hörte die Stöckelschuhe der Krol zurückkommen. »Denk dran: Kopf hoch, Brust raus, Rücken gerade. Nicht einschüchtern lassen.« Anja lächelte und ging schnell aus dem Büro heraus.

»Da war kein Paketdienst.«

»Nicht? Das tut mir leid. Vielleicht hatte er es eilig.«

Anja spürte, wie die Krol ihr nachstarrte, während sie den Gang hinunter zu ihrem Büro ging.

Anja stand im Labor.

Die halbe Nacht war sie wach gewesen und hatte über ihren Formeln gebrütet. Wenn sie es schaffen konnte, den Brechungsindex so zu verändern, dass das Licht einfach um ihr Versuchsobjekt herum gebrochen wurde, dann würde ein Betrachter tatsächlich glauben, hindurch zu sehen. Natürlich war es nicht ganz so simpel. Aber das war die Idee. Sie hatte bergeweise Blätter bekrizelt. Das Ergebnis war es wert. Vielleicht war dies endlich der richtige Ansatz – ihr Durchbruch. Es musste einfach möglich sein, Dinge unsichtbar zu machen.

Sie blickte auf, als Lucy den Kopf zur Tür hereinschob. »Danke«, flüsterte sie.

»Keine Ursache.«

Die Kleine sah immer noch grauenhaft aus. Anja hatte schon öfter das Gefühl gehabt, dass sich das arme Ding am liebsten in Luft auflösen würde, wenn sie das könnte.

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte Anja. Sie würde einen Zettel schreiben und morgen ihre Schulden begleichen. Aber Lucy schüttelte den Kopf.

»Gut, ich bin sowieso pleite.« Anja grinste und schraubte weiter an ihrem Versuchsaufbau. Lucy antwortete mit einem winzigen Lächeln.

»Willst du deinen Aufbau ändern?«

»Ich habe ein Paper von einer Forschungsgruppe in China zu negativem Brechungsindex und dreidimensionalen Metamaterialien gelesen. Das hat mich auf eine Idee gebracht. Kleine Änderung, großer Effekt. Allerdings bin ich noch nicht sicher, ob ich die umsetzen kann. Wenn du willst, kannst du mir dabei helfen.«

Lucys Augen wurden groß, dann nickte sie schnell.

Für Anja gab es keinen Grund, dass jemand zu ihr aufblickte. Immerhin war sie nur eine einfache Doktorandin. Aber wenn sie Lucy mit so einer Kleinigkeit glücklich machen konnte, umso besser.

Sie saß in der Bahn und starrte aus dem Fenster. Das war wirklich ein verdammt langer Tag gewesen und *alles* war schiefgelaufen.

Ein blöder Vorzeichenfehler. Bescheuerte Theorie. In ihrem nächtlichen Delirium hatte sie geglaubt, einen tollen Lösungsansatz gefunden zu haben. Aber weit gefehlt. Alles, was sie hatte, war ein Vorzeichenfehler. Zumindest war ihr das nach stundenlanger Laborarbeit endlich klargeworden.

Sie schnaubte und dachte an die dreihundert Euro in ihrer Hosentasche. Sie war sich nicht sicher, was sie damit machen würde. Schon seit Wochen hatten die in einem Umschlag unter ihrer Schreibtischschublade geklebt. Für diese blöde Kette. Eigentlich als Belohnung für den tollen Lösungsansatz – der nun offensichtlich keiner war.

Und jetzt?

Ihr war zum Schreien.

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Sie brachte einfach nichts zustande. Der Krol schienen die Ergebnisse zuzufliegen. Aber Anja musste sich durchbeißen, hart arbeiten und kam immer noch zu keinem Ergebnis.

Und zu allem Überfluss durfte sie jetzt auch noch ihrem Vater einen Besuch abstatten. Sie konnte sich nichts Schöneres vorstellen.

ERINNERUNGEN

Manchmal fragte sie sich, warum sie überhaupt herkam. Jedes Mal, wenn sie das Haus betrat, wollte sie so schnell wie möglich wieder verschwinden.

Deshalb hatte sie sich heute gleich ins Blumenbeet gestürzt.

Anja kniete schwer atmend in der schwarzen Muttererde des Vorgartens. Schweißnass kringelten sich ein paar schwarze Löckchen in ihrem Nacken, die sich aus dem dicken Knoten gelöst hatten. Die gelb geblühten Gartenhandschuhe hatten vor so vielen Jahren ihrer Mutter gehört und reichten ihr fast bis zu den Ellbogen. Anja tauchte aus den roten Tulpen auf und wischte sich mit dem Handrücken die Stirn, so dass sich eine schwarze Schliere über ihre weiße Haut zog.

Sie sehnte sich nach selbstgemachter Limonade.

Ihr Vater kam mit einem Bier aus der Haustür und setzte die Flasche an seine Lippen.

Mit einem vorwurfsvollen Blick presste Anja den Mund zusammen und konzentrierte sich auf die Tulpenzwiebeln, bevor er etwas bemerken konnte.

»Da hast du was übersehen.« Er deutete mit seiner Flasche auf das Stück, das sie noch vor sich hatte.

Statt zu antworten, ging sie auf Nummer sicher und nickte nur. Eigentlich kümmerte ihn der Vorgarten gar nicht, das wusste sie. Er fand diese Arbeit mehr als überflüssig, so wie alles, was Anja anfasste.

Sie seufzte und biss sich auf die Zunge.

»Was?«, fragte er.

Anja zog den Eimer für das Unkraut heran und nahm die kleine Harke zur Hand. »Nichts, es ist nur anstrengend.« Es kostete sie alle Mühe, den Mund zu halten.

»Hast du dir doch selber ausgesucht.«

Eher nicht. Aber der Vorgarten sah wirklich grausam aus.

Es war schlimm, wie er das Haus verkommen ließ, wenn sie nicht regelmäßig vorbeikam. Wie er die Erinnerung an ihre Mutter nur so mit Füßen treten konnte. Sicher, sie war schon lange tot und die Beziehung zwischen den beiden war nie rosig gewesen. Aber wenigstens das Andenken an ihre guten Seiten konnte man doch bewahren. Und ihre Mutter hatte das kleine Haus wirklich immer hübsch zurechtgemacht.

Anja atmete tief durch.

»Was?«, fragte er noch einmal, mit einer Spur von Wut in seiner Stimme.

Es war besser, einer Antwort aus dem Weg zu gehen, das *wusste* sie. Saubermachen, Ordnung, das waren Reizthemen für ihn. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er dabei explodierte. Normalerweise eher früher als später. »Nichts. Ich habe nur gedacht, ich mache lieber drinnen weiter.« Da kam er seltener auf die Idee, sie zu beobachten.

Seine Augen funkelten, aber er trank nur noch einen Schluck und ging zurück ins Wohnzimmer.

Anja zog die Handschuhe aus und warf sie in den Eimer mit dem Unkraut, dann ging sie hinein. Sie wollte oben im Badezimmer anfangen, außerdem war eine Dusche bei dem heißen Wetter eine herrliche Idee. Musste der Rest der Tulpen eben eine Woche warten.

Drinnen roch es muffig, es war wie erwartet viel schlimmer als draußen. In den Staub hätte man gut *Sau* schreiben können und dreckige Wäsche fand sich in allen

Winkeln. Ihre Mutter würde sich im Grabe umdrehen, oder eher gesagt, in der Urne.

Es tat ihr weh, das Haus – ihr Heim – in diesem Zustand sehen zu müssen.

Deshalb kam sie nicht gerne her.

Zugegeben, in ihrer eigenen Wohnung sah es nicht viel besser aus. Aber das hier war etwas anderes. Dieses Haus war auch nach all den Jahren noch ihr *Zuhause* und die Heimstatt ihrer Mutter. Es brannte Löcher in Anjas Seele, das dreckige Geschirr überall zu sehen, die leeren Verpackungen, die Schmutzwäsche, das Papier und die Bierflaschen.

Sie wollte sich auf das Waschbecken stützen, aber zuckte zurück, als sie die Patina aus Kalk, Zahnpasta und Bartstoppeln wahrnahm, die sich bis auf den Spiegel erstreckte, in dem sie ihr schmutziges Gesicht nur in Ansätzen erkennen konnte. Sie nahm einen frischen Lappen – oder das, was sie dafür hielt – und wischte damit die Spritzer und Schlieren vom Spiegel. Dann fuhr sie vorsichtig über dessen Rand, den ihre Mutter vor so vielen Jahren mit Muscheln verziert hatte, um den Riss zu verbergen. Ihr Vater hatte damals mit irgendetwas geworfen. Sie konnte sich an das hässliche Klacken erinnern, das sie gehört hatte, während sie sich als Zwölfjährige unter dem Bett versteckte. Kurz vor dem Tod ihrer Mutter.

Anja feuchtete den Lappen erneut an und wischte die kleinen Dosen und Fläschchen ab, die den Beckenrand säumten. Rasierwasser, Shampoo, Schmerztabletten, Deo, Seife, noch mehr Schmerzmittel, ein Hornhautschaber, Mundspülung und Creme. Dann erbarmte sie sich endlich des Waschbeckens und schließlich mit einem angewiderten Schaudern auch noch dem gelblichbraunen Rand der Toilettenschüssel, bevor sie sich endlich auszog und unter die Dusche stellte.

Sie zuckte, als der kalte Strahl ihre Brust traf, schob die Brause zur Seite und drehte am Regler.

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Während sie wartete, dass sich die Temperatur einstellte, betrachtete sie die beigeen Kacheln mit braunem Blumenmuster, die ihre Mutter damals ausgesucht hatte. Sie musste an den Besuch im Baumarkt denken und daran, wie ihr Vater ausgeflippt war, als er den Preis gesehen hatte. Der Kundenberater hatte ihn angestarrt wie einen Außerirdischen. Anja hatte sich damals nicht zum ersten Mal gewünscht, unsichtbar zu sein. Wenn sie genau darüber nachdachte, war hier wahrscheinlich der Grund für das Thema ihrer Doktorarbeit zu finden. An diesem Tag hatten sie die Kacheln *nicht* gekauft. Aber ein paar Wochen später waren es doch die braunen Blumen gewesen, die an die Wand geklebt wurden.

Anja legte die Finger auf das feuchte Beige.

Sie vermisste ihre Mutter immer noch, jedes Mal wenn sie herkam. Sie fühlte Tränen in sich aufsteigen, aber durch das Wasser, das ihr über die Wangen rann, war sie nicht sicher, ob sie weinte.

Sie musste weg hier.

Es war jedes Mal das Gleiche.

Jedes Mal hoffte sie auf ein bisschen Anerkennung, jedes Mal bekam sie eine kalte Dusche. Mit einem bitteren Lachen spülte sie den Schweiß von ihrem Körper und den Schmutz aus ihrem Gesicht.

Trotzdem kam sie immer wieder zurück, wegen ihrer Mutter, wegen der Erinnerungen, wegen *ihm*.

Und er?

Musste er ihre Mutter nicht irgendwann geliebt haben? Sonst hätte er sie doch nie geheiratet, oder?

Musste er deshalb nicht auch Anja lieben? Irgendwie. Sie würde gehen. Jetzt. Sollte er doch selber aufräumen.

Nach der Dusche kämmte Anja ihr langes Haar und band ihren Knoten neu. Auf dem Weg nach unten stolperte sie fast über eine zusammengeknüllte Hose.

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Wieder musste sie an ihre Mutter denken, die ganz sicher vor Scham im Boden versunken wäre, wüsste sie von all dem Schmutz und der Unordnung. Und wieder siegte die Wehmut. Also sammelte Anja die Dreckwäsche ein und stopfte sie in die Waschmaschine. Verdient hatte er es nicht – Mutter schon.

Auf dem Weg nach draußen fiel ihr Blick in die Küche und auf das Waschbecken voll mit dreckigem Geschirr. Das war dann aber auch wirklich das letzte, was sie machen würde!

Für diese Woche.

Also ließ sie Wasser einlaufen, stellte die randvolle Spülmaschine an und schaltete das Radio ein.

Nicht, weil sie gute Musik erwartete. Nicht einmal der Empfang war wirklich gut. Aber das kleine Ding mit seiner blauen Plastikverkleidung hatte ihrer Mutter gehört. Immer, wenn sie es anschaltete, hatte sie das Gefühl, sie könnte gleich hinter ihr zur Türe hereinkommen, ihr sanft die Hände auf die Schultern legen und ins Ohr flüstern: »Ich liebe dich, mein Schatz. Ich bin so stolz auf dich.«

Ein Schlager jodelte durch die Küche und Anja wechselte schnell den Sender. »... die Umstände des Todes konnten noch nicht genau geklärt werden. Es handelt sich allerdings offensichtlich um ein Gewaltverbrechen.« Nachrichten. Besser.

»Dr. Dr. Peter Wetzlaf war ein anerkannter Arzt und eine Koryphäe auf seinem Gebiet. Zum Wetter: Kometenbeobachtung. Astronomen bestätigen, dass der Komet aus dem Kuipergürtel die Erde in einem Abstand von über einer Millionen Kilometer passieren ...«

»Das hat er verdient.«

Anja spülte ohne aufzublicken einen Teller ab. »Der Komet?«

»Blödsinn. Dieser aufgeblasene Fatzke.«

»Fatzke?«

»Wetzlaf.«

Nun sah sie hoch. »Du kanntest ihn?«

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Ihr Vater stand im Türrahmen. »Klar.« Die Bierflasche war leer und er schaute grimmig drein. »Ein Kollege.«

»Exkollege.« Sie zuckte zusammen und hoffte, dass er nicht explodieren würde.

»Stimmt. Ist tot.«

Erleichtert nahm sie eine Tasse zur Hand und spülte weiter. »Und warum hat er das verdient?«

»Weil er ein aufgeblasener Fatzke war, deshalb.« Er stellte die Flasche auf der Küchentheke ab und ging zum Kühlschrank.

»Es hieß, er war ziemlich gut auf seinem Gebiet«, sagte sie.

»Pah!«

»Nicht?«

»Auch nicht besser als ich.«

Anja konnte sich nicht erinnern, dass man ihren Vater jemals so bezeichnet hätte. Er war ein guter Arzt gewesen, das schon, aber sicher keine Koryphäe.

Er hatte eine zweite Bierflasche gefunden. »Bist du bald fertig?«, fragte er.

Sie verkniff sich einen Kommentar.

»Die Jungs kommen nachher rüber, dann soll es hier nicht aussehen wie im Schweinestall.«

Anja sog scharf die Luft ein.

»Was!« Sein Gesicht lief purpurrot an. »Als ob ich den ganzen Tag nichts anderes zu tun hätte, als hier ein Stäubchen wegzuwischen und da einen Teller gerade zu rücken!«

Es war also wieder so weit. Sie versuchte, auf Durchzug zu schalten. Denn natürlich *hatte* er den ganzen Tag Zeit.

»Nur, weil ich in Frührente bin, heißt das noch lange nicht, dass ich anfangs, den Putzlappen zu schwingen. Das ist Frauenarbeit.«

Ah, ja.

Sie murmelte hauptsächlich zu sich selbst. »Vielleicht wäre eine Putzfrau gar keine so schlechte Idee.«

»Putzfrau!«

Mist.

»Du hast sie wohl nicht mehr alle! Putzfrau! Klar, ich hab's ja. Der Alte kann ruhig blechen. Wofür habe ich denn eine Tochter, wenn die nicht mal in der Lage ist, einmal in der Woche vorbeizukommen und das bisschen sauberzumachen. Aber nein, das ist ja zu viel verlangt, die junge Dame ist damit beschäftigt, ihrem Chef in den Hintern zu kriechen und dessen Drecksarbeit zu erledigen.«

Eigentlich hatte ihr Vater keine Ahnung, was sie in der Uni machte. Es interessierte ihn auch nicht, genauso wenig wie die Blumenbeete, der Staub oder die Dreckwäsche. Trotzdem ließ er keine Gelegenheit aus, darauf herumzuhacken.

Aber er würde es schon noch erleben. Wenn ihre Forschung Erfolg hatte, dann hatte sie eine gute Chance auf einen Nobelpreis oder auf Unsterblichkeit – oder beides. Wer würde sich nicht an die Frau erinnern, die herausfand, wie man Dinge unsichtbar macht?

»Wenigstens habe ich einen Job.«

»Tu bloß nicht so, als wärst du was Besseres. Du und deine Uni. Für nichts ist das gut, für gar nichts. Unsichtbarkrams. Pah! Forschung. Pah! Sinnloses Herumeiern und Zahlendrehen – für was?«

»Damit Ärzte wie du damit arbeiten können. Forschung ist der Grundbaustein für alles. Ohne Forschung würden wir immer noch in unseren Höhlen hocken und Männchen an die Wand malen. Es gäbe kein Feuer, kein Rad, kein geschnittenes Brot und sicher keine High-End-Operationssäle, von denen du schon so oft geschwärmt hast.«

»So ein blanker Unfug.«

Er hatte unrecht, und das wusste er. Sie hatte ihn in der Ecke, und auch das wusste er. Und genau aus diesem Grund wurde er noch lauter und noch wütender.

»Alles wertloser Mist, solange niemand da ist, der ihn braucht. Vielleicht wären wir alle besser dran, wenn wir noch in unseren Höhlen hocken würden.«

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

»Mit fünfundzwanzig und völlig verfaulten Zähnen an einer Grippe sterben?«

»Wieso nicht? Besser das, als in unserer Wohlstandsgesellschaft an Verfettung zugrunde zu gehen oder an Aids oder Krebs zu krepieren, der dich langsam und elendiglich über Jahre dahinrafft, ohne einen Funken Hoffnung, aber mit der wunderschönen Aussicht einen qualvollen Tod zu erleiden.«

»Dann bräuchte es aber auch keine Ärzte.«

»Ärzte braucht es immer. Nur Forscher sind überflüssig.«

Sie wollte etwas sagen. Noch viel mehr sagen. Alles in ihr schrie danach weiterzumachen, noch lauter zu werden, ihn zu packen und zu schreien und zu schütteln und ihn endlich sehen zu lassen, dass ihre Arbeit etwas wert war. Dass *sie* etwas wert war. Aber sie wusste aus Erfahrung, dass es das nur schlimmer machen würde. Dass er es nicht sehen konnte. Dass er es nicht sehen *wollte*.

»Ich muss los.«

»Ach ja! Jetzt haust du ab! Das sieht dir wieder einmal ähnlich. Abhauen, wenn's ernst wird. Kein Wunder, dass du nichts auf die Reihe kriegst!«

Anja ließ alles stehen und ging in die Garage, während ihr Vater ihr hinterherschrie: »Das haben wir gerne. Nie bringst du irgendetwas zu Ende. Aber warte nur, ...«

Wenn er sich einmal in Wut geschrien hatte, gab es nichts, was ihn aufhalten oder zum Schweigen bringen konnte.

Einmal, nur einmal wünschte sie sich, dass sie ihm etwas recht machen konnte.

GEGENWART

Als sie ihr Fahrrad nach draußen schob, entdeckte sie etwas Papier neben der Mülltonne. Sie hob die zerrissenen Blätter auf und wollte sie gerade entsorgen, als sie das Logo der Bank erkannte. Hatte ihr Vater versehentlich ein wichtiges Dokument weggeworfen?

Sie las die Zeilen und las die Zeilen erneut. Aber das änderte nichts an dem, was da stand: »Zwangsv versteigerung.« Und der Termin war in nicht einmal zwei Wochen.

Ihr wurde schwindelig. Das durfte einfach nicht stimmen. Sie blickte auf die Tulpenbeete, auf den kleinen Teich, auf den Kranich aus Porzellan, auf all die liebge wonnenen Dinge, auf das einzige, was ihr von ihrer Mutter geblieben war – dieses Haus mit all seinen Erinnerungen.

Das musste ein Irrtum sein.

Warum hätte ihr Vater das Dokument sonst wegge worfen? Dafür gab es keinen sinnvollen Grund. Wenn das Haus in Gefahr war, musste er etwas dagegen unter nehmen, er konnte einfach nicht anders. Erst vor einem halben Jahr hatte er sich ein neues Auto gekauft. Es konnte ihm also gar nicht so schlecht gehen – oder?

Kurzentschlossen ging sie wieder ins Haus zurück. Ihr Vater fläzte sich gerade mit einer Bierflasche auf dem Sofa.

»Ah, da kommt sie ja wieder angekrochen.«

»Was ist das?«

Er kniff die Augen zusammen, um das Papier besser sehen zu können, als er es erkannte bildete sich kurz eine tiefe Falte auf seiner Stirn. Dann nahm er einen großen Schluck aus seiner Flasche und die Falte war verschwunden.
»Nichts.«

»Nichts?«

»Sag ich doch. Nichts.«

»Da steht, dass sie das Haus zwangsversteigern werden. In nicht mal zwei Wochen.«

»Blödsinn.«

»Aber es steht hier, schwarz auf weiß.«

»Können sie ja gerne mal versuchen.«

»Versuchen? Papa, weißt du, was das heißt?«

Er sprang schneller auf, als sie gucken konnte. »Denkst du eigentlich, ich bin total verblödet?«

Sie zuckte zurück.

»Natürlich weiß ich, was das heißt! Aber diese Lackaffen in ihren Anzügen und teuren Krawatten können gerne hier vorbeikommen und versuchen, mich hier rauszuschmeißen. Da brauchen die schon ein bisschen mehr, als ein paar grüne Scheine und Gerichtsbeschlüsse. Nicht mit mir, nein. Ich hab dieses Haus gekauft, die Tapete an den Wänden gehört mir, das Porzellan in der Küche und der Dreck unterm Sofa. Die können mich nicht einfach so hier rausschmeißen. Ich hab mein Leben lang geschuftet, Geld in diese verdammten Mauern investiert, hier gewohnt und nur, weil ich mit ein paar Zahlungen nachhinke, heißt das noch lange nicht, dass sie mich einfach so vor die Tür setzen können. Das ist mein Haus. Mein Leben. Basta!« Sein Kopf hatte die Farbe eines Radieschens angenommen. Aber er war noch nicht fertig.
»Außerdem geht dich das einen Scheißdreck an. Du hast dich nie dafür interessiert, wo das Geld herkommt, jetzt brauchst du es auch nicht mehr. Du brauchst nicht so zu tun, als würdest du dich für dieses Haus oder für mich in irgendeiner Weise interessieren. Verschwinde einfach!

Geh! Geh zu deiner bescheuerten Hippiefreundin oder zu deinem bescheuerten Job und nerv deinen bescheuerten Chef. Vernasch ihn, damit du auf das nächste Treppchen steigst und bilde dir was darauf ein, hat bisher ja auch hervorragend geklappt! Aber lass mich verdammt noch mal in Ruhe mit deinen intellektuellen Ergüssen, deinen Vorurteilen und vor allem mit deinen vorwurfsvollen Blicken. Ich bin nicht deine Mutter, und ich werde es niemals sein!«

Seine Worte bohrten sich mit spitzen, heißen Stichen tief in ihr Herz, in ihre Lunge und in ihren Magen. Wie immer.

Alle Luft schien aus ihr zu entweichen, wie aus einem Luftballon und mit der Luft verpuffte auch die Gegenwehr.

Er hatte es gewusst und nichts dagegen unternommen.

Er hatte es gewusst.

»Wie konntest du nur? Papa, warum hast du nichts gesagt?«

»Es gab nichts zu erzählen.« Damit ließ er sich wieder ins Sofa fallen.

»Aber wir müssen das Haus doch irgendwie retten.«

»Ach ja? Und wie willst du das anstellen? Mit deinem ach so gigantischen Gehalt? Mit deinem ach so tollen Job? Mit deinen ach so erfolgreichen Freunden? Glaub mir, da gibt es absolut *nichts*, was *du* tun kannst.«

Sie ballte ihre Hände zu Fäusten. »Das werden wir ja sehen.«

Schnurstracks marschierte sie zum Telefon und wählte die Nummer der Bank. Nach einem kurzen Telefonat stellte sich heraus, dass sie morgen Nachmittag vorbeikommen konnte.

Anja legte auf und fühlte sich – leer.

Nicht mehr ganz so hilflos, denn es gab noch eine winzige Hoffnung, dass es doch noch einen Ausweg gab. Aber trotzdem leer.

»Wir haben morgen einen Termin bei der Bank«, sagte sie.

»Ich komme nicht mit!«

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

»Und ob du mitkommst.«

Er lachte dreckig. »Ich weiß ja nicht, wann du zuletzt in den Spiegel geguckt hast, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass *du* mich zu *irgendetwas* zwingen kannst.«

Wut wand sich in dicken Würmern durch ihren Magen, pulsierte, glühte und brannte sich in ihre Lunge hinauf. »Dann eben nicht, dann bleib doch hier und ertrink in deinem Bier. Aber ich geh hin und rette unser Haus!«

»Pah!«

Sie schlug die Tür hinter sich zu und hörte nicht hin. Hörte nicht, was er ihr nachrief – wollte es nicht hören. Nie mehr. Er hatte sie verraten ...

Die unsichtbare Heldin von J. Vellguth

Möchtest du mehr?
Dies ist nur eine **Leseprobe** von:

Die unsichtbare Heldin
Band 1 von 3

Das vollständige E-Book und Taschenbuch
erhältst du bei:

[Amazon.de](https://www.amazon.de)